

Weihnachtliches Brauchtum im Bereich Kappels

Über Sitte und Brauch im Fest- und Alltagsleben vergangener Tage sind wir nur dürftig unterrichtet. Aufzeichnungen hierüber fehlen, und die Gegenwart hat vieles verwischt.

Das festliche Jahr bewegte sich früher vornehmlich im Rahmen des Kirchenjahres, das mit dem 1. Advent beginnt. Die Sitte, einen Adventskranz zu winden und unter der Stubendecke aufzuhängen oder in verkleinerter Form auf einen Tisch zu stellen, ist bei uns neuzeitlich und erst nach dem ersten Weltkrieg aufgekommen. Aber auch schon vor hundert Jahren und länger herrschte außerhalb der Kirche ein Stück der fröhlichen Weihnachtsstimmung. Wenn die Kinder sangen und die Frauen hinter dem Spinnrad ein Lied anstimmten, so hörte man in dieser Jahreszeit fast nur die alten schönen Weisen des Christfestes. Aus einigen alten Gerichtsakten erfahren wir, dass es in den Häusern des Dorfes üblich war, aus dem Gesangbuch Weihnachtslieder in arbeitsfreien Stunden am Sonntag zu lesen oder sich vorlesen zu lassen. In diesen christlichen Grundton mischte sich aber ein Rest des alten Heidentums.

Uralt ist das Weihnachtsfest, dessen Brauchtum größtenteils aus dem altgermanischen Julfest erwuchs, der frohen Feier der Wintersonnenwende. Die katholische Kirche hat sich bemüht, das ursprünglich heidnische Fest in ihren Bann zu ziehen und mit ihrem Geist zu erfüllen. Durch die Synode von Mainz 813 ist die Weihnacht als Gedächtnisfeier der Geburt des Heilands in deutschen Landen eingeführt. Vor 1870 war der Tannenbaum in dem Haus des Arbeiters und Bauern als Weihnachtsbaum noch unbekannt. Höchstens in die hohen geräumigen Zimmer der Gutsherrschaften hatte er schon Eingang gefunden. Doch ermangeln hierüber genauere Nachrichten. Die Kirche sträubte sich lange gegen die Einführung der Weihnachtstanne. Doch ist seit etwa 1890 eine kirchliche Weihnachtsfeier ohne Tannenbaum nicht denkbar.

Unter allen hohen christlichen Festen war von jeher die Weihnacht ein rechtes Kinderfest. Wenn der Nikolaustag (6. Dez.) bei uns auch erst später Würdigung gefunden hat, geht doch von Anfang Dezember der Ruppert (Knecht Ruprecht) um, der bei beginnender Dunkelheit an das Stubenfenster klopft und die lärmende Jugend zum Verstummen bringt, wenn mit dumpfer Stimme seine Frage erschallt: "Könnt de Kinner ok beden?" Zuweilen kommt er sogar in die Stube, um den Kleinen ihr Gebet abzuhören, die Fleißigen aus seinem Sack zu beschenken, die Trägen und Unartigen zu tadeln und mit der Rute zu bedrohen.

Als bei uns der Weihnachtsbaum noch nicht üblich war, pflegte zum Fest die Kinderbescherung sich in anderer Weise zu offenbaren als heute.

Am Weihnachtsabend vor dem Schlafengehen, zuweilen auch schon an vorhergehenden Tagen, pflegten die Kinder einen Teller (Stiefel, Holzschuh) in das Fenster ihrer Schlafkammer zu stellen. Am nächsten Morgen, besonders am 1. Weihnachtstag, fand das Kind mancherlei Gaben:

Einen großen rotbackigen Apfel, in den ein blankes Schillings- oder gar Vierschillingsstück gesteckt war, Walnüsse, Süßigkeiten, einige Stücke "Kinjestüch". Dies waren aus Mehl und Wasser unter geringem Zusatz von Fett, Zucker und etwas Gewürz gebackene Kuchen von besonderer Form, deren Oberfläche durch roten Saft eine primitive, in leichten Strichen ausgeführte Bemalung gefunden hatte.

In der Formung kehrten immer dieselben Gestalten wieder:

- Mann und Frau, in heidnischer Zeit Odin und Frigga darstellend vom Christentum in Adam und Eva gewandelt.
- Ein Reiter zu Pferde, das Sinnbild von Odin auf seinem Rosse Sleipnir.
- Ein Hirsch, ehemals Thors Ziegenbock- Ein Hund, in der germanischen Vorzeit der Fenriswolf.
- Ein Vogel, Odins Raben darstellend.

Gewöhnlich kaufte man in späteren Tagen das Kinjestück vom Bäcker, 5 Stück für einen Schilling, später einen Groschen. Groß war die Freude, wenn neben dem Teller noch eine besondere Gabe lag, vielleicht ein Kleidungsstück, Fußzeug oder gar ein Paar Schlittschuhe.

Bei aller Einfachheit der Weihnachtsfeier in dörflichen Kreisen vor 150 Jahren, breitete sich doch über sie eine große Ruhe und Frieden. Fiel der Weihnachtsabend auf einen Wochentag, so unterschied sich dieser stark von seinen Artgenossen. Nach alter Tradition musste bis Weihnachten aller Roggen abgedroschen und sämtliche Wolle gesponnen sein. War die Spinnerin mit der Wolle nicht fertig geworden, mußte nach einer Redensart sie zu ihrer Schande mit dem Spinnrad vor der Kirchentür sitzen.

Der Weihnachtsabend diente zu allerlei Aufräumarbeiten. Das zuletzt gedroschene Korn wurde am Vormittag auf der Staubmühle gereinigt. Es musste auf der Häcksellade der für die Festtage erforderliche Häcksel für Pferde und Kühe geschnitten werden. Die Mägde putzten Stuben, Küche und Keller. Auch die Stallungen erhielten ihren Teil und bekamen blanke Fenster. Der Knecht musste die Pferde sauber putzen, der Dienstjunge die Kühe striegeln und bürsten.

Unterdes hatte die Mutter, von einer Magd unterstützt, im Backhaus frisches Brot gebacken, darunter auch die wohlschmeckenden Feinbrote von ausgesiebtem Roggenmehl und einen Süsterkuchen mit vielen Korinthen und Rosinen. Dann kamen noch die Unmengen brauner und weißer Kuchen in den Ofen. Die braunen Kuchen heißen noch heute Honigkuchen, obwohl seit zweihundert Jahren Sirup als Süßungsmittel verwandt wird. Alljährlich haben diese Kuchen die gleichen, uns lieb und traut gewordene Gestalt, Formen, die der germanischen Mythologie entstammen. Kreis sowie sechs- oder achteckiger Stern sollen die Sonne darstellen, das Herz, ursprünglich ein Keil, kennzeichnet den Hammer, die Streitaxt Asa-Thors.

Unsere Urväter taten sich am "Juleber" gütlich. Vor 100 Jahren gab es in fast allen ländlichen Haushaltungen an beiden Weihnachtstagen saftigen Braten nebst Bratwurst von dem kurz zuvor geschlachteten Hausschwein.

Mit fortschreitender Nacht war endlich alles geschafft. Über dem ganzen Dorf lag ein lieblicher Kuchenduft, denn in Bauernhaus und Arbeiterhütte buk die Hausfrau "Förtchen" (Apfelkuchen), ohne die früher ein Weihnachtsfest undenkbar war.

Gute alte Sitte verlangte es, dass die Bäuerin am Vortage in einem festgelegten Umkreis ihre Kinder mit einem großen Topf Milch in solche Haushaltungen schickte, die ohne Kuh waren, damit jede Familie in den Genuss selbstgebackener Förtchen gelangte.

Früher als sonst schlug die Feierabendglocke, und über alle, groß und klein in dem von herrlichen Düften erfüllten Bauernhause kam erwartungsvolle Festfreude. Doch bevor man sich im Wohnzimmer versammelte, galt es noch, ein paar altüberkommene Pflichten zu erfüllen. Den Pferden schüttete man ein reichlicheres und besseres Futter, und die Kühe erhielten eine Gabe Harfergarben. Man wollte, dass an der allgemeinen Freude des Sieges über die Mächte der Finsternis auch die Kreatur teilhaben sollte.

In der Wohnstube, deren Fußboden reingefegt und mit frischem Sand bestreut worden war, nahmen Bauer, Gesinde und die Kinder am langen Esstisch Platz. Bevor man zum Mahle schritt, sagten die Kinder ihren Weihnachtsspruch, sang

man vielleicht gemeinsam ein Weihnachtslied. Vereinzelt war es Brauch, dass der Hausvater das Weihnachtsevangelium vorlas. Vor dem 1. Weltkrieg bestand für etliche Jahre der Brauch, dass die Kinder den Eltern einen in der Schule geschriebenen Weihnachts- und Neujahrswunsch am Heiligen Abend überreichten oder heimlich in den Christbaum steckten und damit den Grad der erreichten Schreibfertigkeit unter Beweis zu stellen.

Während des Alltags speiste man unmittelbar von der sauber gewischten Holzplatte des Tisches. Am Weihnachtsabend bedeckte die Mutter ihn, um ihn zur Festtafel zu machen, mit einem schneeweißen Tischlaken.

In großen Bauernhaushaltungen und auf einigen Gutshöfen hatte man, wenn im Spätherbst Lichte "gestippt" wurden, ein "Dreetwieselt Wihnachtslicht" angefertigt, das, auf den Tisch gestellt, mit seinen an die Dreieinigkeit Gottes erinnernden 3 Armen, der Feier eine besondere Weihe gab.

Man aß zur Milch dicke Reisgrütze, mit gezuckertem Zimt überstreut und mit einem buttergefüllten Teichlein inmitten der allgemeinen Schüssel, worin jeder Esser mit seinem reisgefüllten Löffel einen mehr oder weniger erfolgreichen Fischzug anstellte. Als zweites abendliches Gericht gab es Förtchen mit Streuzucker. Die Hausmutter hatte für reichen Vorrat gesorgt, und jeder langte nach Herzenslust zu. Sogar die Kinder, denen bei mancher anderen Malzeit vorgehalten wurde: "Kinnermaat un Kalwermaat möt ol Lüd weten", durften ungehemmt essen. Nicht unpassend hieß in den meisten Gegenden Schleswig-Holsteins der Weihnachtsabend "Vollbuksabend".

Heute ist eine allgemeine Beschenkung am Weihnachtsabend üblich. Kinder, Eltern, Geschwister und Freunde beschenken sich gegenseitig. Auch das Gesinde wird mannigfach in den Kreis der Beschenkten eingeschlossen. Ihm werden vorwiegend Geldgeschenke gemacht.

Vor 1870 war solche umfassende Beschenkung etwas Unbekanntes. Sammelten damals alle Hausgenossen, Herr und Knecht, im Bauernhaus sich nach dem Mahl um einen kleinen Nebentisch, fand jeder auf demselben seinen von der Mutter bereitgestellten Teller mit Äpfeln und einigen Walnüssen und Feigen. Die im Spätsommer reichlich gepflückten Haselnüsse waren ebenfalls auf dem Teller.

Nun hatte der Nussknacker seine große Stunde. Auch hob ein lebhaftes Spiel um Haselnüsse an, und alljährlich erlebten die altbekannten Spiele um Nüsse: "Eben oder Uneben", "Golden Rüter", "Jag en Bur sin Swin to Holt", "Nutt, Putt Jippsteert" und andere ihre Auferstehung.

Pflegte man alltags um 8,30 - 9 Uhr ins Bett zu gehen, am Weihnachtsabend wurde eine Ausnahme gemacht. Schief man doch am nächsten Morgen eine Stunde länger. Um 10 Uhr bot die Mutter allen noch ein Nachtmahl aus Kaffee und frischem Weihnachtskuchen. Gewöhnlich erst gegen 11 Uhr fand der Freudentag sein Ende.

Am Morgen des 1. Festtages sammelten Hausherr und Hausfrau samt Kindern und Gesinde sich um den reichgedeckten Kaffeetisch, auf dem sich alles darbot, was die häusliche Backkunst hervorgebracht hatte: Feinbrot mit Butter und Sirup bestrichen, Förtchen, Süsterkuchen, braune und weiße Weihnachtskuchen. Nach einem anschließenden Plauderstündchen rüstete man sich zum Kirchgang. Dafür wählte die Herrschaft den 1. Festtag, während das Gesinde sich am 2. Festtag zur Kirche begab. Beide Festtage, wie auch der Neujahrstag, waren dazu bestimmt, in Verwandten- und Bekanntenkreisen Besuche abzustatten.

Bezeichnend für die Weihnachtsfesttage war es, dass man reichlich, zuweilen überreichlich fette Speisen genoss und sich stärker als sonst, auch durch ausgedehnte Mittagsruhe, dem Schlaf hingab. Schon an den 2. Festtagsnachmittagen äußerte sich die Auswirkung der veränderten Lebensführung in Mattigkeit und Dumpfheit. "Man ward rein tumpig" hieß es, und

die an einfache Kost und anstrengende körperliche Arbeit gewöhnten Männer sehnten sich nach ihrem Alltag voll mit Arbeit und Mühe.

Eine früher auch bei uns bekannte Weihnachtserscheinung begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu verschwinden, die Sternsinger. Gewöhnlich waren es halbwüchsige Kinder armer Leute, die sich mit Stern und Rummelpott auf den Weg machten, um mit ihrem Gesang und Vermummungen Gaben bei der Landbevölkerung zu erbitten. Meistens erhielten sie Lebensmittel und, wenn es hoch kam, einige kleinen Münzen.

In unseren Tagen haben sich Vermummungen und Sternsingerlieder auf den Neujahrsabend zurückgezogen. Nur der Stern ist nicht mehr dabei.

Dieser war aus Draht sechsstrahlig gebogen und mit farbigem Papier und Knittergold überklebt. An den äußersten Spitzen hatte man Glöckchen angebracht, die bei den Drehungen des Sterns erklangen. Der Stern war an einem etwa 2 m langen, geraden Stock so befestigt, dass er sich bei geringster Schwankung des Stockes drehte. Die Sternsinger wollten die drei Weisen aus dem Morgenlande abbilden. Der eine hatte eine schwarze Verhüllung vor dem Gesicht, der zweite trug einen Stern und der dritte den Rummelpott. Den hat er sich selber gemacht.

Zur Herstellung nahm er ein etwa 30 cm langes Stück Fischbein. Das eine Ende band er mit starkem Zwirn in die Mitte eines genügend großen Stückes Schweinsblase, das man vorher durch Eintauchen in warmes Wasser aufgeweicht hatte. Dann band er die Schweinsblase ganz straff über die Öffnung eines kleinen tönernen Topfes. Wenn die Schweinsblase wieder trocken war, war der Rummelpott fertig.

Kamen die drei Sternsinger in ein Haus, spuckte sich der mit dem Rummelpott in die Hand und schob diese an der Fischbeinstange auf und nieder. Dadurch entstand ein dumpfer Ton. Der andere brachte den Stern in Umdrehung, dass die Glocken klingelten, und dann sangen alle drei, begleitet vom tiefen taktmäßigen Ton des Rummelpottes ihr Sternsingerlied, von dem es mehrere Variationen gab.

Das Sternsingen stellte einen Bettel dar, der meistens schon mit dem 1. Advent anhub. Behördlicherseits wurde es schon am Ende des 18. Jahrhunderts bekämpft. Bei einer Betteljagd am 15.12.1790 wurden im Gutsbezirk Loitmark nicht weniger als sieben Sternsinger gefasst, 14 - 15jährige Jungen aus Rendsburg, darunter 3 Soldatenkinder.